

von Hans und Sophie Scholl, Robert Scholl, als Oberbürgermeister die Stadt regierte – und nicht zuletzt als Vater der hingerichteten «Landesverräter» nicht mehr wiedergewählt wurde (und noch 1972 lehnte die Lehrerschaft der Wagner-Schule die Umbenennung in Hans und Sophie-Scholl-Gymnasium ab), das Wiederentstehen von Parteien und Gewerkschaften und schließlich die Friedensbewegung, die sich 1957 in einer Kundgebung gegen Atomwaffen, 1959 in einem Schweigemarsch von Wehrpflichtigen gegen ihre Wehrrfassung und in Ostermärschen in den 1960er-Jahren manifestierte; auch die APO vergisst der Autor nicht, die Demonstrationen nach dem Attentat auf Rudi Dutschke oder gegen den Vietnamkrieg.

In den 1970er-Jahren entstanden neue soziale Bewegungen, die Demokratie gewann eine Vitalität wie nie zuvor. Die Antiatomkraftbewegung und die neue Frauenbewegung, die GRÜNEN, aber ganz lokal auch das Engagement der Ulmer Jugend für ein zentrales (oh Schreck lass nach: selbstverwaltetes) Jugendhaus im Büchsenstadel.

So viel Engagement über mehr als 200 Jahre, so viel Tatkraft und Gemeinsinn, so viele Hoffnungen und Wünsche; und immer ging es um den Kampf «der da unten» gegen «die da oben». Wer Uwe Schmidts Büchlein bis zum Ende gelesen hat, wird nicht umhin kommen, Respekt und Dankbarkeit gegenüber jenen zu empfinden, von deren Engagement wir bei aller angeblicher Demokratiemüdigkeit heute profitieren. Und sollte sich nach der Lektüre ein leises Gefühl moralischer Verpflichtung gegenüber den Altvorderen breitmachen: gleich ausnutzen, einfach anpacken und ein wenig mehr Demokratie fordern und wagen; es lohnt, meint nicht nur der Autor.

Raimund Waibel

Heinz H. Poker

Chronik der Stadt Stuttgart 2003/06.

(Veröffentlichungen des Archivs

der Stadt Stuttgart, Bd. 101),

Hohenheim Verlag Stuttgart

2008. 537 Seiten.

ISBN 978-3-89850-982-4

Was früher Jahrzehnte dauern konnte, ist heute gleichsam binnen Jahresfrist abgeschlossen: Die lange Reihe der Chronikbände der Stadt Stuttgart hat vor wenigen Monaten den aktuellen Band 2003-2006 erhalten – dank eines dynamischen und energischen Konzepts, natürlich auch dank moderner Datenerfassung und -verarbeitung, vor allem aber dank eines erfahrenen, unermüdlichen Autors: Heinz H. Poker. Auf sage und schreibe 537 Seiten hat er es diesmal gebracht, in enger Typographie und ganz ohne Bilder: Aber Abbildungen würden den Charakter der Stuttgarter Chronikbände nur verfälschen.

Tag für Tag und Ereignis für Ereignis hält der Chronist fest: alles, was für wert gehalten wird, überliefert zu werden, vom 100. Geburtstag der Berta Radlik in Stuttgart-Feuerbach (S. 1) bis zu brisanten Gemeinderatsbeschlüssen. En passant werden Kriminalfälle wie der seinerzeit Aufsehen erregende Mordversuch einer 69-Jährigen an ihrem 66-jährigen Schwiegersohn nach Sexspielen (S. 563) genauso gestreift wie Wetteranomalien – das ganze Leben also – oder das Ende der Verhandlungen über den bevorstehenden Abbruch der denkmalgeschützten prächtigen Wohnhäuser an der Willy-Brandt-Straße, für deren Erhalt sich noch der Gemeinderat fraktionsüberschreitend stark gemacht hatte. Der Abbruch stellt eine Kulturbarbarei andersgleichem dar, doch das steht in der Chronik nicht, denn sie enthält sich jeder Wertung.

Streng chronologisch geordnet finden sich Abertausende von Informationen, festgehalten für die Nachwelt. Wie sich diese freilich einmal erschließen werden, diese Frage stellt sich der Leser schon, denn der Band enthält zum ersten Mal keinen Index. Ganz nebenher, denn wer liest schon Vorworte, erfährt der Leser von OB Wolfgang Schuster auch, dass die Buchform der Chronik als alleinige Erscheinungsform zur Disposition stehe, diese künftig daher auch (!) digital erscheinen werde. Dass man deshalb auf das Register schmählich verzichtete, davon ist kein Wort zu lesen. Holzauge sei wachsam! Mit finanziellen Argumenten wurde

schon manches bewährte, aber vordergründig unprofitable Produkt totgeschlagen. Im Falle der reputierten Stadtchronik heißt das, dass sie als Buch bereits halbtot ist. Wer jetzt etwas recherchieren will, muss sich mit dem Buch vor den PC setzen. Ein Unding und der Versuch, sich mit Verweis auf moderne Medien vermeintlich elegant, aber überaus kurz-sichtig aus der Affäre zu ziehen. Man kann sich eigentlich nicht vorstellen, dass der Gedanke im Stadtarchiv, dem Hort städtischen Erinnerns, geboren wurde. Nicht nur, dass das Schmökern in der gedruckten Version schon fast wollüstige Gefühle zu erregen vermag, sondern der Rezensent vermag sich wie viele Fachleute nicht vorzustellen, ob und wie digitale Informationen jahrzehntelang oder gar über zwei- und mehrhundert Jahre les- und nutzbar bleiben sollen. Wenigstens ein Exemplar des auf säurefreiem Papier gedruckten Buches wird aber irgendwo sicher Jahrhunderte überdauern.

Raimund Waibel

Frank Brunecker (Hrsg.)

Raubgräber – Schatzgräber.

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2008.

244 Seiten, 219 meist farbige Abbildungen. 29,90 €. ISBN 978-3-8062-2238-8

Zur Ausstellung im Museum Biberach, die im Februar zu Ende ging, ist ein gut illustriertes eigenständiges Begleitbuch erschienen, das die Problematik des Raubgräberunwesens unter verschiedenen Aspekten und von allen Seiten beleuchtet. Namentlich seitdem es Metallsuchgeräte im Handel gibt und ihr Besitz legal ist, machen die Sondengänger den Archäologen immer größere Sorgen. Die Polizei schätzt, dass es in Deutschland etwa 1000 Raubgräber gibt, die ihre Tätigkeit meist heimlich oder gar nachts betreiben, um zur persönlichen Bereicherung Objekte zu entdecken und auszubuddeln, die der Allgemeinheit gehören. Über Hehler, Kunstmarkt und Internet werden die archäologischen Funde dann «versilbert». Strafrechtlich handelt es sich bei der Raubgräberei nicht um Raub, sondern um Diebstahl, Unterschlagung, Sachbeschädigung

und Ordnungswidrigkeiten, die zwar nominell mit Bußgeldern von bis zu 250.000 € bestraft werden können, jedoch von der Justiz in aller Regel als Kavaliersdelikt eingestuft und selbst im Wiederholungsfalle nur mit 5.000 € geahndet werden.

Zu den «professionellen» Raubgräbern, die mitunter gar mit Kleinbaggern anrücken, kommen noch jene, die weniger am materiellen Gewinn interessiert sind, sondern aus wissenschaftlichem Interesse, vor allem aber aus Sammelleidenschaft oder Abenteuerlust (mit dem Begriff «Schatzsuche» wird für die Metallsuchgeräte erworben) und als Freizeitvergnügen mit der Sonde und dem Klappspaten durch Wälder streifen. Die Amateure wissen manchmal gar nicht, dass Eingriffe in den Boden ohne amtliche Genehmigung verboten sind. Von der unterlassenen Meldung oder gar Unterschlagung der Funde ganz zu schweigen. Die Autoren schildern spannend einige herausragende Fälle von Raubgräberei – vom Runden Berg bei Bad Urach über das Heidentor von Egesheim, die Himmelsscheibe von Nebra und den Wettiner Schatz von Moritzburg.

Im historischen Rückblick wird deutlich, dass die Raubgräberei als Grabräuberei schon im alten Ägypten nachweisbar ist. Ein Höhepunkt ist sicher das frühe Mittelalter, wo die alamannischen und fränkischen Friedhöfe hierzulande oftmals nur wenige Jahre nach der Beisetzung der Toten von Grabräubern geplündert wurden. Auf die recht unterschiedlichen und interessanten Motive dieser «legalen» oder illegalen Taten wird leider kaum eingegangen. Dafür zu ausführlich auf magische und alchemistische Beispiele der Schatzsuche in der Malerei des 16. bis 18. Jahrhunderts. Interessant wäre auch ein tiefer gehender Beitrag eines Psychologen über Motivierung und Demotivierung von «Schatzsuchern» gewesen.

Fürstliche Schatzkammern und Antiquitätensammlungen stehen am Beginn der Museen. Antiquitätensammler zählen zu den «Ahnen» der Archäologen. Anfänglich ging es um den «schönen Fund», ästhetisch oder

materiell wertvolle Objekte, welche die Museen zieren. Das stellte Museen noch heute vor die schwierige Entscheidung, ob sie bedeutende illegale Funde unsicherer Herkunft ankaufen sollen oder nicht. Erst allmählich, Ende des 18. Jahrhunderts, als Geologen die stratigrafische Methode entwickelten, gelangte die Archäologie über die bloße Fund-Bergrung zur Sicherung der Befunde, also der Zusammenhänge, welche die Erkenntnismöglichkeiten der Wissenschaft schlagartig vervielfachten.

Heute steht bei Archäologen nicht mehr der Fund – so «schön» er auch sein mag – im Mittelpunkt, sondern die Befunde, die über das Leben und die Umwelt in jenen schriftlosen Zeiten, über Ernährung, Wirtschaft und Religion Aufschluss geben und nicht zuletzt auch den Fund datieren. Für solche Schlussfolgerungen ist man auf möglichst viele Fakten angewiesen, die bei sorgfältigen Ausgrabungen gewonnen werden.

«Der eigentliche Schatz der Archäologen ist die Erkenntnis». Die Raubgräber aber sind, trotz modernster Technik, in der Vergangenheit stehen geblieben. Der Fund ist ihr Ziel, und wo sie Funde ausbuddeln, zerstören sie das Umfeld und die Erkenntnismöglichkeiten. Darin, und nicht im Diebstahl der Objekte, liegt der größte Schaden für die Wissenschaft.

Auf der Suche nach Möglichkeiten, den Schaden zu minimieren, haben die Autoren kein Allheilmittel ausgegraben. Was sie vorschlagen, hat nicht nur positive, sondern auch negative Aspekte. Sie können nur auf die Einsicht der Menschen hoffen. Aber ist das realistisch?

Bei zwölf allesamt kompetenten Autoren sind Wiederholungen in den 19 Kapiteln des Buches nicht zu vermeiden. Einige Beiträge berühren das Thema eher randlich, sind aber dennoch interessant. So ist ein streckenweise spannend zu lesender Sammelband entstanden, für den der Biberacher Museumsdirektor Bruncker verantwortlich zeichnet und der einer breiten Leserschaft zu empfehlen ist.

Dieter Kapff

Franz Littmann

Johann Peter Hebel, Humanität – und Lebensklugheit für jedermann.

Sutton Verlag Erfurt 2008.

126 Seiten. Gebunden € 14,90.

ISBN 978-3-86680-332-9

Noch ein Buch über Johann Peter Hebel, den Heimatdichter? Nicht ganz. Franz Littmanns 126-seitiges Buch mit dem Untertitel «Humanität und Lebensklugheit» weckt Interesse bei Hebefreunden und -kennern. In der Vergangenheit konzentrierten sich diese und auch die Literaturwissenschaftler und Verleger fast nur auf die *Alemannischen Gedichte* (1803) und das *Schatzkästlein* (1811). Wie der Autor im Vorwort richtig feststellt, fehlt seit 1838 eine vollständige Gesamtausgabe von Hebels Werken, und noch längst sind nicht alle Manuskripte Hebels bekannt und veröffentlicht, und fast vergessen sind die *Biblischen Geschichten* (1824), die Briefe, Gutachten und Aufsätze, das Stilbuch und der *Almanach des Proteus*.

Was erwartet nun die Leser, wenn ein ausgewiesener Fachmann eine neue Hebel-Biographie vorlegt? Franz Littmann, 1948 in Durmersheim bei Karlsruhe geboren, ist Mitarbeiter der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe und bereitet derzeit eine Gesamtausgabe der Werke Johann Peter Hebels vor, die zu dessen 250. Geburtstag im Jahre 2010 erscheinen soll. Darüber hinaus hat sich Littmann bereits in zahlreichen Aufsätzen und Publikationen mit dem badischen Dichter, Pädagogen und Theologen auseinandergesetzt. Littmann geht in seinem neuen Buch vor allem auch auf das geschichtliche und gesellschaftliche Umfeld Hebels ein, weil dies auch Grundbedingung ist, um Hebels Werk aus seiner Zeit und in seiner Zeit besser verstehen zu können. Diese war geprägt von epochalen Veränderungen, deren Auftakt die Französische Revolution bildete. Mit Jean Paul und Pestalozzi, meinte der Philosoph Wilhelm Dilthey, habe Hebel als Erster «das Herz des einfachen Menschen und die Schönheit, Kraft und Tiefe des niederen Lebens entdeckt». Hebel war eben kein naiver Volksdichter.